

«Wir sollten aufhören, uns dauernd als Sonderfall zu positionieren.»

Der emphatische Chronist

«Fantasie ist immer ein Akt der Freiheit»

Als engagierter Beobachter spiegelt Franz Hohler seit Jahrzehnten die Schweizer Gesellschaft und tritt für seine Überzeugungen ein. Im Gespräch erzählt der Schriftsteller und Kabarettist, wie sich seine Werte verändert haben, welche Schweizer Eigenheiten ihm Reibungsfläche bieten und welchen Wandel er hierzulande vermisst.

INTERVIEW
PAOLA PITTON

FOTOS
NANA DO CARMO

Franz Hohler, in einer Geschichte über Ihre Kindheit schreiben Sie von «festen Werten, an denen es nichts zu rütteln gab». Welche Werte waren das?

Als Kind hatte ich das Gefühl, in einer sehr guten Welt aufzuwachsen. Ich lebte in schönen Familienverhältnissen mit Bruder und Eltern – beide Lehrer –, konnte meinen Interessen nachgehen: Cello spielen und Theater, kleine Geschichten und Versli schreiben. Rückblickend zeigten sich Schatten, die ich damals nicht wahrgenommen hatte oder nicht schlimm fand. Das fehlende Frauenstimm- und -wahlrecht zum Beispiel. Zuhause waren wir uns einig, dass sich das ändern müsse und dass es sich irgendwann einmal in einer der nächsten Abstimmungen ändern würde. Das Familienbild, in das ich hineinwuchs, war ein solcher fester Wert. Für jene, die nicht hineinpassten, war es fatal. Wer davon abwich, musste büssen. Junge, unverheiratete Mütter konnten in ein Heim kommen, die Kinder nahm man ihnen weg. Homosexualität war der erste Kreis der Hölle. Scheidung eine Schande. Ebenso die Fahrenden mit ihrem unsteten Lebenswandel – sie lebten falsch, sie musste man umerziehen! In meiner Kindheit war sehr viel Enge; über die Jahre hat ein Wertewandel stattgefunden, den ich begrüsse.

Hat man in Ihrer Familie diese Werte in Frage gestellt? – Ihr Grossvater war ein Verdingkind.

Das war kein Thema. Auch mein Grossvater wollte nicht darüber reden; er erzählte mir nur, er habe eine harte Jugend gehabt, sei als Verdingbub viel geschlagen worden.

Wann fingen Sie an, an Werten zu rütteln?

Mit meinem ersten Soloprogramm, das ich während meines Germanistikstudiums realisierte, bewältigte ich

meinen Bildungsballast. Bildung war bis dahin meine Welt. Ich musste sie verarbeiten, abwerfen, parodieren. Ausgangspunkt war die Fantasie. Gesellschaftliche Verhältnisse interessierten mich nicht. Dann kam der Moment, als sich die Fantasiewelt mit der Wirklichkeit zu reiben begann. Einen Anschlag bedeutete die 68er-Bewegung. Nach 1968 nahmen meine Programme stärker auf die gesellschaftliche Realität Bezug. In der Anti-AKW-Bewegung engagierte ich mich auch politisch, ohne je einer Partei anzugehören.

Als Sie in den 1970er- und 80er-Jahren mit Ihren Bühnenprogrammen und Äusserungen am «Normalbetrieb kratzten», wurden Sie von bürgerlicher Seite scharf kritisiert, als «Brunnenvergifter» bezeichnet. Welche Werte hatten Sie angegriffen, zum Beispiel mit Ihren Texten gegen die Atomkraft?

Den Glauben an die Energiesicherheit und das Vertrauen in die Politik, «dass die das schon richtig machen». Wer das anders sah, wurde bald in eine linke Ecke gerückt. Meine Nummer «Kaiseraugst 2050» von 1981, in deren Verlauf klar wird, dass der letzte Überlebende einer atomaren Katastrophe spricht, galt als Schwarzmalerei. Das wurde nicht geschätzt. Man verlangte eine positive Grundhaltung zur Realität. Dass eine Minderheitsmeinung mehrheitsfähig wird und der Bundesrat den Ausstieg aus der Atomenergie beschlossen hat – diesen Wertewandel zu erleben, hat mich gefreut.

Zuerst bewirkte Ihre Fantasiewelt einen Wertewandel in Ihnen, sie hatte etwas Befreiendes ...

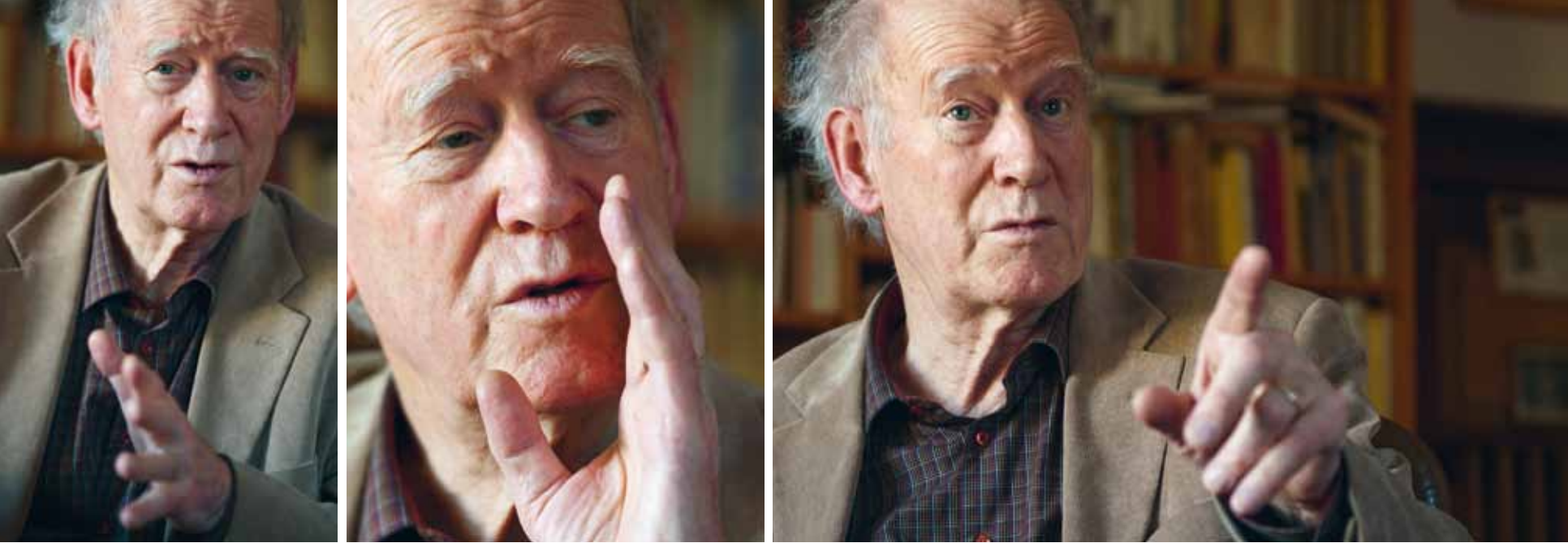
... das hätte ich damals nicht so gesehen. Fantasie ist aber immer ein Akt der Freiheit. Sich eine andere als die bestehende Realität vorzustellen, hat schnell eine politische Dimension: diejenige der Utopie. Einer gesellschaftlichen Utopie, die sich etwas ausdenkt, das über den Ist-Zustand hinausgeht hin zum «Was wäre, wenn ...?».

In Ihren Texten gehen Sie häufig von einem «Was wäre, wenn ...?» aus. Ein Beispiel für alle die Ballade von 1973 über den Käfer, der ausstirbt und den titelgebenden «Weltuntergang» bewirkt.

Sich zu überlegen, was sein könnte, ist auch Stoff für Geschichten. Meine entstehen häufig dort, wo etwas schiefläuft, abweicht vom Courant normal. Der «Weltuntergang» hatte einen durchaus realen Auslöser, das Buch «Grenzen des Wachstums» von 1972, das mich beeindruckt hatte. Hier fand ich erstmals eine Weltsicht dargestellt, die unseren Planeten als Ganzes sah, in dem eines vom anderen abhängig ist: das Auto, das bei uns Blei ausstösst, welches im Eis Grönlands, wo es keine Autos gibt, nachweisbar ist. Die wissenschaftlichen Aussagen versuchte ich auf eine griffige Art auszudrücken.

War Fantasie ein Wert, den Sie Kindern in Ihrer Fernsehserie «Franz & René» vermitteln wollten?

Ich habe gerne Kinder in ihrer Fantasie bestärkt. Im Betätigen ihrer Fantasie. Die Fantasie ist ein menschliches Organ, finde ich. Im Laufe der Erziehung verkümmert sie



Franz Hohler, 73, geboren in Biel, aufgewachsen in Olten, hat rund 50 Romane, Erzählungen und Kurzgeschichten geschrieben, die in diverse Sprachen übersetzt wurden, sowie Theaterstücke und Kinderbücher verfasst. Bis 2001 trat der Kabarettist mit 14 Soloprogrammen auf. Am Schweizer Fernsehen gestaltete er unter anderem die Kindersendung «Franz & René» (1973–1994, mit René Quellet) und die «Denkpause» (1980–1983). Seit 1973 hat er zahlreiche Auszeichnungen erhalten, darunter den Salzburger Ehrenstier für das kabarettistische Gesamtwerk (2008), den Solothurner Literaturpreis (2013) und den Johann-Peter-Hebel-Preis (2014). Franz Hohler lebt mit seiner Frau in Oerlikon und hat zwei erwachsene Söhne. Zuletzt erschienen ist sein Erzählband «Ein Feuer im Garten» (2015).

«Wir hatten immer das Gefühl, dass wir die anderen nicht brauchen.»

leider etwas, weil Kinder die «wirkliche» Welt lernen müssen. Dabei schliessen sich beide nicht aus. Seit wir zu wissen meinen, dass es Atome gibt, wissen wir, dass es in diesem Holz (klopft auf seinen Schreibtisch) kleinste Teilchen, Kräfte, gibt, die herumwuseln. Alles ist belebt – was Kinder seit jeher wissen.

Was veränderte sich nach Ihrem ersten Programm durch die Freiheit, die Ihnen die Fantasie gab?

Als ich mein Studium nach dem ersten Soloprogramm abbrach, war dies ein fragwürdiger Schritt, ein Abweichen vom normalen Lebenslauf. An den Reaktionen meiner Umwelt merkte ich, dass es ein Akt der Freiheit war, zu sagen, das brauche ich nicht, ich mache es anders.

Brauchten Sie dazu Mut?

Vom einen oder anderen hörte ich, das sei mutig. «Wieso mutig? Das ist doch mein Entscheid!», dachte ich. Ich hatte Selbstvertrauen. Und den grossen Erfolg meines ersten Programms in einer Stadt wie Berlin, wo ich als Entdeckung gefeiert wurde. «Das ist die richtige Reaktion», fand ich. Danach kamen die Abstürze, und ich merkte, dass das Künstlerleben nicht geradlinig nach oben verläuft. Aber ich fühlte mich unternehmungslustig.

Sie kritisieren die Schweiz immer wieder für den fehlenden Mut zur Veränderung.

Feindlichkeit gegenüber Öffnung sowie Isolationismus sind ständige Begleiter der Schweizer Politik. Wir handeln erst unter Druck vom Ausland, wie bei den nachrichtlosen Vermögen, dem Bankgeheimnis. Oder nehmen wir den Beitritt zur UNO. Heute sind wir wie selbstverständlich dabei, doch wurde er jahrzehntelang bekämpft, allen voran von der SVP.

Wir brauchen auch viel Zeit, bis wir etwas ändern.

Wünschten Sie deswegen der Schweiz in einem Interview zu Ihrem 70. Geburtstag «mehr Dynamik»?

Innenpolitisch sind wir gegenüber der früheren, verfestigten Politik bereits dynamischer. Unsere Politik ist rauher geworden, enorme Boxkämpfe prägen sie. Bewegung hat die SVP hineingebracht, dafür muss man ihr dankbar sein. Die Werte, die sie vertritt, sind aber die konservativ-

ten, isolationistischsten. Sie zeichnet das Bild eines Schweizer Idylls, eines bescheidenen Völkchens von Gewerbetreibenden, das für sich allein bestehen kann, und in welchem Sennen am Abend den Alpsegen über das Land jodeln. Diese Ansichten vertritt sie wiederum mit einer Wut und Unerbittlichkeit, die nicht zum Inhalt passen.

Und aussenpolitisch?

Ich wünsche mir mehr Dynamik gegenüber Europa, der Welt. Wir sollten aufhören, uns dauernd als Sonderfall zu positionieren – eine einfache Ausrede für etwas, das nicht zutrifft. Wir sind ein Einwanderungsland, wie alle industrialisierten Länder mit einem gewissen Wohlstand. Im Übrigen finde ich, dass wir aussenpolitisch in einigen Gebieten gar nicht schlecht dastehen. Wenn ich daran denke, dass das Waffenstillstandsabkommen zwischen der Ukraine und Russland dank Vermittlung der Schweizer Diplomatin Heidi Tagliavini zustande kam, wie im Sommer 2014 geschehen, freue ich mich und denke: «Aha, wir können etwas.» Oder die Rede von Bundesrätin Sommaruga letztes Jahr vor der UNO-Versammlung. Vor 30 Jahren undenkbar. Bundesrätin! Vor der UNO! Plötzlich sind wir politisch sichtbar. Denn als Wirtschaftsmacht waren wir schon lange da.

Die Abschottung war nie wirtschaftlich.

Nein. Die mentale Abschottung ist verhängnisvoll. Eine Schweiz, die sich nur durch Abwehr definiert, ist zum Untergang verurteilt.

Warum ist Abschottung ein so wichtiger Wert in der Schweiz?

«Wir können es alleine.» Dieser Mythos aus den beiden Weltkriegen, die wir nur dank unserer Wehrbereitschaft ohne Kriegshandlungen überstanden haben sollen, lebt weiter. Wir hatten immer das Gefühl, dass wir die anderen nicht brauchen. Das zieht sich bis heute hin, gegenüber Ausländern, Flüchtlingen. Wir rühmen uns, eine Willensnation zu sein, und sind stolz auf unsere vier Sprachen. Dabei haben wir längst mehr als vier, sind aber nicht in der Lage, die Menschen anzunehmen, die nicht mit diesen aufgewachsen sind. Hier hat kein Wertewandel stattgefunden.

In Ihrer Jugend galt die Ablehnung den Italienern in der Deutschschweiz.

Das Saisonnierstatut, das jetzt wiederzukommen droht, gehörte auch zu den Schattenseiten jener mittelalterlichen Zeit, in der nur Arbeitskräfte kommen durften ohne Familie. Und in der die Kinder jener, die das nicht aushielten und ihre Familie mitnahmen, versteckt leben mussten und nicht zur Schule konnten. Solche Geschichten gehören auch zur Schweiz. Gleichzeitig hätten wir es ohne die Ausländer nicht geschafft, angefangen beim Bau des Gotthardtunnels. Die Schweiz ist schon lange ein Vielvölkerstaat.

1985 kritisierten Sie mit dem «Usschaffiglied» die Flüchtlingspolitik, 30 Jahre später, letzten Herbst, schrieben Sie ein «Flüchtlingsmanifest». Was motiviert Sie, dranzubleiben, obwohl sich scheinbar nichts ändert?

Ich äussere mich nicht zu jedem Thema. Wenn ich aber denke, hier sollte etwas getan werden, schaue ich, ob ich etwas machen kann.

Sie sind konsequent. Als das Schweizer Fernsehen 1983 Ihre «Denkpause» mit dem Lied des «Dienschtwereigerer» zensierte, kündigten Sie.

Darf ich ein Lied, das ich schon auf allen Bühnen gesungen habe, nicht am Fernsehen vortragen, kann ich die Sendung nicht mehr machen. Ich würde mich nicht als glaubwürdig empfinden, käme in einen Notstand. Ich habe eine bestimmte Vorstellung von meiner Arbeit. Ist wie in jenem Fall ein wichtiger Punkt – die Meinungsfreiheit, für die wir uns hierzulande so rühmen – nicht erfüllt, ziehe ich die Konsequenzen.

Was brauchen Sie, damit Sie Ihre Arbeit wertschätzen?

Ich muss an einem Text dranbleiben, bis ich finde, so ist er gut. Das ist Arbeit an der Sprache, die ich sehr gerne mache, bis ich jedes Wort im Text persönlich kenne, und am Inhalt: Gehen Sprache und das, was ich ausdrücken möchte, Hand in Hand? Dazu gehört auch ein gewisses Mass an Selbstvertrauen, dass ich dies kann.

Wie wichtig ist Ihnen, dass jemand Ihre Texte wahrnimmt?

Schon als Kind war für mich eine Geschichte erst dann fertig, wenn ich sie jemandem vorgelesen hatte. Vielleicht

zeigte sich darin der Kabarettist in mir, der das, was er schrieb, auch vortragen wollte. Ich habe sehr gerne ein Echo, aber daran denke ich nicht, solange ich am Text bin. Der Text ist eine eigene Einheit. Ihm gebe ich eine Ausstattung, ein Kostüm, dann schicke ich ihn auf die Bühne, wo er sich den Leuten mitteilen soll. Bei meinen Bühnenprogrammen reagierte ich auf das Publikum und änderte Textstellen. Heute, wo ich keine mehr mache, vermisse ich diese Möglichkeit. Merke ich bei einer Lesung aus einem Roman, dass eine Stelle etwas durchhängt, ärgere ich mich ein bisschen und denke: «Diese zwei Sätze hättest du weglassen können.» (Lacht.)

Weil die Bevölkerung die Schweiz wie eine Sache behandelt, «aus der es das Letzte herauszuholen gilt», ändert die Regierung den Namen auf «das Schweiz». Das schrieben Sie 1985 – was gilt 2016, «die» oder «das Schweiz»?

(Überlegt lange.) Ich mache einen Kompromiss und sage «der Schweiz». Im Ernst, viel hat sich getan, etwa im Landschafts- und Naturschutz, mit Gesetzen gegen die Zersiedelung. Fahre ich aber durchs Mittelland, merke ich nichts davon. Da haben wir eine durchgehende Stadt von St. Gallen bis Bern: «das Schweiz». Für den positiven Wertewandel gegenüber meiner Jugend: die Schweiz. «Der Schweiz» eignet sich für den brachialen Stil der SVP. (Deklamierend.) «Wir sind der Schweiz!» Dazu passt Christoph Blochers absurde Äusserung an der Albisgüetli-Tagung, wir seien auf dem Weg zu einer «Diktatur der Minderheit», zum Beispiel durch die Bundesrichter. Müssen wir heute von einer Minderheit befürchten, sie wirke diktatorisch, ist es die SVP selber.

In «Wer sind wir?», aus Ihrem neuen Erzählband, beschreiben Sie Regierung, Wirtschaftsführer und Politiker im Ballettsaal beim Versuch, einen Spagat zu üben zwischen verwurzelt und weltoffen, zwischen geschäftstüchtig und bescheiden. Hier sind Sie eher bei «das» oder «der», weniger bei «die Schweiz».

Weniger, ja. Der Blick auf die Befindlichkeit der Schweiz zeigt für mich keinen sicheren Umgang mit Werten – bei allen positiven Änderungen. Vielleicht sollte ich diese guten Veränderungen einmal aufzählen in einem kleinen Text. ●